

Leseprobe aus:  
Fien Veldman  
**Xerox**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER





**FIEN VELDMAN**

**XEROX**

Roman

Aus dem Niederländischen von  
Christina Brunnenkamp

Hanser

Die niederländische Originalausgabe erschien 2023  
unter dem Titel *Xerox* bei Altas Contact in Amsterdam.

Die Übersetzung dieses Buches wurde vom  
Nederlands Letterenfonds gefördert.



1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-27952-0

© 2023 Fien Veldman

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2024 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger & Rasp, München

Motiv: © Quentin Monge

Satz im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



## **INHALT**

<b>1</b>	Funktionsbewertung	<b>7</b>
<b>2</b>	Freistellung	<b>85</b>
<b>3</b>	Intervision	<b>147</b>
<b>4</b>	Reintegration	<b>187</b>



# 1

## FUNKTIONS- BEWERTUNG



Wenn keine Gemeinsamkeit  
zwischen den Menschen ist und Ihnen,  
versuchen Sie es, den Dingen nahe zu sein,  
die Sie nicht verlassen werden.

**RAINER MARIA RILKE**



*Verrückt, dass Menschen damals über uns sagten, wir lebten am Rand der Gesellschaft. Davon erfuhren wir allerdings erst später. Man prägte verharmlosende Begriffe für unsere Wohnviertel, und Menschen, die keine Ahnung hatten, entwarfen Strategiepläne für sie. Aber damals! Damals war ich Teil dieser ganz eigenen Welt. Jetzt, nach meiner Integration in die Bürogesellschaft, werde ich von der Zentrifugalkraft der Existenz erst so richtig an den äußersten Rand der Gesellschaft gedrückt. Ich befnde mich zwar noch auf einer der Umlaufbahnen, aber es ist die äußerste. Der wahre Rand. Und du auch, übrigens. Wenn der Mittelpunkt die Sonne ist, sind wir Pluto, und Pluto ist nicht einmal mehr ein Planet, sondern nur ein Felsbrocken, deshalb wird er auch von allen belächelt.*

Wie schwierig kann es wohl sein, die richtige Adresse auf ein Päckchen zu schreiben? Der Frühling hat gerade angefangen, und es ist viel zu warm für diese Jahreszeit. Ich laufe durch die Sonne, früh am Morgen ist das noch erträglich. Am Anfang der langen Straße, in der mein Paket zugestellt worden sein soll, flattert eine Fahne über dem Eingang einer Kneipe, in die ich normalerweise nie einen Fuß setzen würde. Zwei glänzende, schwarze Motorroller parken diagonal auf dem Gehweg davor, und ich gebe mir Mühe, nicht dranzustoßen, um nicht die Alarmanlage auszulösen. Auf die Straße ausweichen kann ich nicht, denn da schiebt sich schon der Morgenstau. Der Fahrer des hintersten Fahr-

zeugs, eines weißen Lieferwagens, hat sein Fenster heruntergekurbelt. Das Radio läuft. Werbung. Ein Online-Schreibtraining, hundert Prozent maßgeschneidert für Ihr Unternehmen! Vorn steht ein kleiner LKW. Irgendwer hupt. Nie mehr ohne Toner dank [hup!] Toner-Lieferservice. Die Umzugsleute laden seelenruhig ihre Kisten aus dem Wagen. Langsam überhole ich alle Autos, schlängle mich auf dem Gehweg zwischen einer Ansammlung verstreut stehender roter Leihräder hindurch. Ein Mädchen mit einem ausgeblichenen roten T-Shirt scannt und kontrolliert mit einem Tablet in der Hand jedes Fahrrad. Ich gehe seitlich an einem übervollen Müll- und einem überquellenden Papiercontainer vorbei, halte mich am Rand einer Terrasse mit vier rostigen Tischen, auf denen jeweils eine Fettpflanze steht, und passiere einen dieser massiven Blumentröge aus Beton, der halb auf der Straße steht. Seit ein paar namenlose Jugendliche irgendwo anders in Europa in eine Menschenmenge gefahren sind, steht er hier, abgestellt von der Gemeinde. Er ist ein vorläufiges Fangnetz für die Unsicherheit unserer Existenz. Bei uns sollen kolossale Pflanzkübel leicht beeinflussbare Jugendliche aufhalten, in Pakistan knüpfen afghanische Frauen Drohnen ins Muster ihrer Teppiche. Hass verbreitet sich wie ein Virus, infiziert schnell und unbemerkt die Schwachen der Gesellschaft. Rückblickend lässt sich nur schwer feststellen, wann genau die Infektion stattgefunden hat. Irgendjemand sagte damals, man müsse die Täter als kriminelle Einzeltäter betrachten. Statt dessen begreifen wir sie als Vertreter eines Weltteils und uns als Vertreter eines anderen Weltteils, Weltteile, die kollidieren und unvereinbar sind. Wie auch immer, deshalb steht da dieser Blumentrog mitten auf dem Gehweg.

Ich überquere die große Straße, die um halb neun Uhr morgens schon von schlecht gekleideten Touristen bevölkert ist, die sich nur mit Mühe zurechtfinden. Ich bewege mich zielgerichtet. Diese Stadt gehört mir. Dass das mal klar ist. Es riecht nach Abfall – der süßsaure, durchdringende Gestank nutzloser Dinge. Alles, woran ich vorbeilaufe, endet letztlich im Müll. Es hängt einzig und allein davon ab, wann jemand beschließt, dass etwas seinen Wert verliert. Wenn man es auf einer Zeitleiste betrachtet, sieht man: nichts, nichts, nichts, nichts, nichts, die Erfindung einer Sache, die Herstellung der Sache, die Existenz der Sache: das Kaufen, Benutzen, Abnutzen, Wegwerfen der Sache, Müll Müll Müll Müll Müll Müll Müll Müll. Vor der Stadt steht das größte müllverarbeitende Unternehmen Westeuropas kurz vor dem Kollaps. Überall auf den Straßen liegen leere Verpackungen, Plastikschnipsel, faulende Lebensmittelreste, hier und da ein Rinnensal einer undefinierbaren Flüssigkeit. Das Unternehmen ist dem Müll nicht mehr gewachsen, weil die Arbeiter aus Unzufriedenheit über ihre Arbeitsverträge die eigenen Verbrennungsöfen sabotiert haben. Dank der besonders lange andauernden Reparaturarbeiten haben die Mitarbeiter Überstunden aufgehäuft für extra Geld und extra Urlaubstage – die Unternehmensleitung merkte angeblich nichts, weil die da oben sowieso keine Ahnung hatten, wie die Anlage genau funktioniert. Doch eines schicksalhaften Tages vor ein, zwei Monaten gelang es den Mitarbeitern nicht mehr, ihre eigene, immer komplexere Sabotage wieder zu beheben. Es kam zu einer Untersuchung. Das Müllkartenhaus fiel in sich zusammen. Doch der Müll strömte weiterhin von überall herbei. Abgesehen von allem, was in den Benelux-Ländern weggewor-

fen wird, verarbeitet die Fabrik auch fast den gesamten Müll Großbritanniens. Deshalb wird meine Stadt in Kürze von einer anschwellenden, halb britischen Müllhalde verschluckt werden. Die Touristen machen alles noch schlimmer. Betrunken oder stoned werfen sie alles Mögliche auf die Straße, und wir, die unschuldigen Einwohner, müssen da dann hindurchwaten. Doch solange man nicht nach unten schaut, ist die Stadt wunderschön, mit ihren schmalen Gäßchen, alten Grachtenhäuschen, idyllischen Plätzchen und fotogenen Cafés. Eine Stadt des Sklavereigelds und der Verkleinerungsformen. Nur die Kirchen sind groß, aber die werden fast alle kaum noch besucht. Wenn die Sonne scheint, sieht das Zentrum aus wie ein Foto aus einem Reiseführer. Und all die Menschen, ganz gleich, wie viel Aggression sie mit ihren Wollmützen und leeren Blicken hervorufen, möchten gerne ihre eigenen Reiseführerfotos machen. Sie suchen nach Schönheit, das versteh ich schon. Wer tut das nicht?

Eine südeuropäische Frau mittleren Alters überholt mich, und der Müllgestank wird zeitweise von dem beklemmenden Geruch ihres Parfums übertüncht. Ich gehe weiter, am Käseladen vorbei und in den Sexshop hinein. In der Mail des Paketdienstes (IHR PAKET WIRD ZUGESTELLT) stand mein Name, der Name des Unternehmens, für das ich arbeite, der Name einer Straße, die es wirklich gibt – dieser Straße, in der das Unternehmen lange vor meiner Zeit seinen Sitz hatte –, und eine Hausnummer, die es nicht gibt. Also klappere ich alle Geschäfte in der Straße ab. Im Shop ist es steril und kühl. Der Laden hat gerade erst geöffnet, ich bin die erste und einzige Besucherin. Hinter dem Verkaufs-

tresen steht ein Mann Ende fünfzig mit einem Teppichmesser in der Hand. Er hat ein gebräuntes Gesicht und freundliche, von Krähenfüßen umrandete Augen.

»Can I help you?« Wer spricht heute schon noch Niederländisch hier? Warum auch, Joost van den Vondel ist schon lange tot.

»I am wondering if a package for me has arrived here.« Mein Englisch könnte besser sein, schneller und flüssiger und weniger übertrieben artikuliert, stattdessen passe ich meinen Akzent der Aussprache des Mannes an und mache absichtlich Fehler. Ich glaube, so versteht er mich besser. Ehrlich gesagt finde ich es ziemlich schamlos, wenn Briten oder Australier in internationaler Gesellschaft einfach ihren Akzent beibehalten. »My name might be on it.« Ich bin unsicher, ob ich meinen Namen niederländisch oder englisch aussprechen soll. »[Mein Vorname] (Englisch) [Mein Nachname] (Niederländisch). Or the company's name [Name des Unternehmens] (Englisch).«

»Let me see«, sagt der Mann. Er öffnet mit seinem Messer den großen Karton, der neben ihm auf dem Verkaufstresen steht. Auf beiden Kartons fehlt ein Adressaufkleber. Der erste enthält Handschellen mit schwarzem Kunstpelz, der zweite die gleichen Handschellen in Rosa. »I'm afraid not.« Er kippt die Kartons ein wenig, damit ich besser hingucken kann, zum Beweis, dass er mich nicht auf den Arm nimmt.

»Thank you.« Ich gehe zur Tür hinaus und halte als Nächstes vor einem dunklen argentinischen Steakhouse. Im Dämmerlicht stehen ein paar Leute im Kreis, sie scheinen etwas zu besprechen. Warum tun sie das so früh am Tag und bei gelöschtem Licht? Als ich ans Fenster klopfe,

verstummen sie sofort. Hier ist das Paket auch nicht. Im Coffeeshop, der um diese frühe Uhrzeit schon gut gefüllt ist mit Männern zwischen zwanzig und vierzig, genauso wenig: Der lächelnde Mitarbeiter hinter der Sicherheitsglasscheibe schüttelt den Kopf. Ohne mein Paket kann ich nicht weitermachen! Ich brauche dieses Paket dringend! Aber diese Information lässt den Coffeeshopmitarbeiter in seiner kugelsicheren Kabine kalt, also bedanke ich mich und halte die Luft an, bis ich wieder draußen bin. Ich sammle mich an der Stelle, wo ich kürzlich fast gestorben wäre.

Ich lag an der Bordsteinkante. Ich habe es schon oft erzählt, aber so ist es nun mal, wenn so etwas passiert: Man wiederholt die Geschichte, bis man eine Fassung formuliert hat, die Halt und Stabilität bietet. Geschichten müssen eine Form kriegen, sonst kapiert sie niemand. Ich hatte mich auf den Bürgersteig gelegt, nachdem ich einen Mann, der dort zufällig stand und nach etwas Ausschau hielt, mit dem Befehl: »Helfen Sie mir!« aufgeschreckt hatte. Ich lag dort in Fötushaltung. Es war Freitagabend und schon dunkel. Die Stadt sieht ganz anders aus, wenn man auf der Straße liegt. In den Fugen des Pflasters wächst Moos. Neben meiner Wange lag ein plattgetretener Zigarettenfilter. Das untere Ende eines Laternenpfahls ist erstaunlich breit. Ich lag komfortabler, als ich erwartet hätte, auch wärmer, und dachte: Hier könnte ich einschlafen. Das tat ich allerdings nicht, denn um mich herum war zu viel los. Der Mann auf seinem Aussichtsposten war verwirrt. Höchstwahrscheinlich ruinierte ich gerade seinen Abend, aber ich hatte mal gelesen, das einzige effiziente Mittel gegen den Zuschauereffekt sei, jemanden direkt und deutlich anzusprechen,

und ich wollte nicht das Risiko eingehen, an einer Straßen-ecke einem Herzstillstand zu erliegen, nur weil ich lieber keine Fremden ansprach. Während ich zitternd auf dem Boden lag, sagte der Mann: »Mir geht es auch nicht so gut. Meine Ex wollte hier schon vor einer Stunde sein, und sie ist immer noch nicht aufgetaucht.«

Mit letzter Kraft sagte ich: »Blöd.«

»Ich würde Sie ja gerne auf die Bank da legen, aber ich habe mich letzte Woche verhoben.«

Ich wollte sagen, dass das nicht schlimm sei, ich ver-stünde das schon, aber ich konnte kaum noch sprechen. Ich war gerade noch bei Bewusstsein, als ein neuer Kopf in mein Blickfeld rückte. Der Kopf einer Frau.

»Are you alright?«, fragte das Gesicht mit schottischem Akzent.

Ich machte ein Geräusch.

Das Gesicht sagte etwas zu jemandem im Off. »Should we get you an ambulance?«

...

»What's your name?« Die Person legte einen Finger an meine Halsschlagader.

...

»Can you count to ten?«

»One«, begann ich. Tiefer Atemzug. »Two.« Lange Stille. »I'm sorry«, sagte ich (noch ein tiefer Atemzug, das Gesicht hing noch immer vor meinem), »to inconvenience you.«

Als der Krankenwagen kam, sah ich eine Sanitäterin horizontal auf mich zukommen. Sie war resolut, wie man es von Pflegepersonal erwartet, und sagte müde mit hörbar holländischem Akzent:

»So what's the matter?«

»Ich weiß nicht.« Ich versuchte, so deutlich wie möglich zu artikulieren, aber meine Gesichtsmuskulatur machte nicht mit, weshalb ich betrunken klang, und mir war durchaus klar, dass die Sanitäter eine junge Frau sahen, die an einem Freitagabend neben einer Gruppe Briten auf der Straße lag, und daraus entsprechende logische Schlüsse zogen.

»Oh, Sie sind Niederländerin«, sagte die Sanitäterin, plötzlich viel freundlicher. »Dann kommen Sie mal mit.«

Sie winkte ihren Kollegen zu sich. Während ihr Kollege, ein großer Mann, mich zum Krankenwagen trug, dachte ich: Vielleicht sollte ich meine eigene Trauerrede schreiben, damit sie die immerhin schon mal haben.

Wie sich ein paar Tage später herausstellte, handelte es sich um eine Allergie. Eine Autoimmunreaktion. Mein Körper entscheidet darüber, was ich verkraften kann, sagte der Arzt. Was ich bekämpfen muss. Und was ich scheinbar um jeden Preis bekämpfe, gegebenenfalls bis zum Tod oder bis zu einer Adrenalininjektion, ist Anstrengung. Mein Körper wendet sich gegen mich, wenn ich mich anstrenge. Er greift sich selbst an wie ein Hund, der sich in den eigenen Schwanz beißt. Bei Hunden ist das ein Zeichen für Stress, Frustration und Mangel an geistiger Herausforderung. Bei Menschen weiß man es noch nicht so genau. Immer mehr Menschen werden gegen das eine oder andere allergisch.

»Das ist eine Epidemie«, sagte der Allergologe zu mir. »Vor allem bei jungen Frauen um die fünfundzwanzig, dreißig. Die machen achtzig Prozent meiner Patienten aus.« (Genau so eine Frau bin ich. Wenn ich nach Hause komme, suche ich mir gleich ein Online-Forum.)

Als ich höflich und ein bisschen eingeschüchtert fragte, warum vor allem Frauen davon betroffen zu sein schienen, sagte er: »Wahrscheinlich liegt es an den Hormonen.« Er zeigte auf ein Poster an der Wand, das die Funktion der Mastzellen erklärte. »Da können Sie mehr darüber lesen.« Der Allergologe wandte sich seinem Computerbildschirm zu. Ich dachte, er liest etwas, das er mir danach zusammenfassen wird, aber nach ein bis zwei Minuten wurde mir klar: Er war schon lange mit etwas anderem beschäftigt. Ich wartete hier umsonst. Ich sollte scheinbar einfach so hinnehmen, dass ich eine tödliche Allergie habe. In einem Szenario natürlicher Selektion, wenn ich also beispielsweise von einem Rudel Hyänen verfolgt würde, erlitte ich einen anaphylaktischen Schock, noch bevor mich das Rudel in Stücke reißen könnte. So schnell kann's gehen, mit meinen Mastzellen. Eine Runde rennen und zack, tot. Mein eigener Körper verrät mich.

»Und was kann ich dagegen tun?«, fragte ich den Allergologen.

Er riss seinen Blick vom Bildschirm los und sah mich an. »Lassen Sie es ruhig angehen.« Dabei nickte er feierlich. Dann stand er auf, zum Zeichen, dass die zehn Minuten unseres Termins um seien.

Zurück zu meiner Paketsuche. Nachdem ich akzeptiert habe, dass ich das vermisste Paket heute wohl nicht mehr lokalisieren werde, spaziere ich langsam zurück und gehe in mein Büro. Hier werde ich mich beruhigen und von meiner misslungenen Mission erholen. Ich setze mich neben meinen Drucker. Das Gerät steht auf dem Tisch, an dem ich arbeite. Es ist ein typischer Büroapparat, eine sperrige und

würfelförmige Maschine. Ich schmiege meine Wange an seine rechte Seite. Glatter, beruhigender Kunststoff. Er steht auf Stand-by. Meine Energie wird von dem Gerät absorbiert, die elektrischen Signale meines Nervensystems werden von ihm verstanden.

Als mein Herzschlag sich gerade normalisiert hat und ich mich von meinem Drucker losgerissen habe, kommt mein Marketingkollege herein. Marketing trägt Schuhe, die immer wie neu aussehen. In letzter Zeit wirkt er erschöpft, hat Ringe unter den Augen, aber er trägt einen Bart wie alle Männer seines Alters in dieser Stadt, und das lenkt von seinem müden Blick ab. Der Bart bedeckt die Hälfte seines Gesichts, wodurch man nicht echt sagen kann, ob er gut aussieht oder nicht. Bei Männern ist selbst das unansehnlichste Gesicht noch durchaus akzeptabel, wenn sie sich nur lang genug nicht rasieren. Dieser Kollege, der immer so klingt, als hielte er alle anderen für dumm, fragt, ob er heute vielleicht auch mal kurz den Drucker benutzen dürfe und ob ich ihm dann das eine oder andere erklären könne.

»Du bist schließlich die Expertin!«, sagt er.

»Klar.« Ich gebe mir Mühe zu lächeln. »Aber erst nach drei, wenn das hier ...«, ich zeige auf einen Papierstapel auf meinem Schreibtisch, »... durchgejagt ist.« Eine Lüge, denn dieser Stapel braucht nicht bedruckt zu werden.

»Selbstverständlich!«, sagt mein Kollege nachdrücklicher als nötig. »Deine Arbeit geht vor!«

Das tun zwei meiner Kollegen, und ich hasse sie alle beide. Sie tun so, als sei meine Arbeit – der am schlechtesten bezahlte Job in diesem Büro (vom Putzpersonal abgesehen) – wichtiger als ihre. Sie machen diesen exquisiten Scherz jedes Mal, wenn sie mich sehen, sodass ich Lust

habe zu sagen: »Mach dich mal locker, Marketing.« Aber wenn ich das täte, würde Marketing, der monatlich 1700 Euro netto mehr verdient als ich, einen unbefristeten Vertrag und eine Hypothek hat, Verständnislosigkeit heucheln: »Wieso? Ich finde das, was du tust, einfach wirklich superwichtig. Du bist das Bindeglied zum Kunden und für die Abläufe unentbehrlich. Wenn wir dich nicht hätten, dann [irgendwas Pseudophilosophisches], während ich [irgendwas Selbstironisches].«

Dadurch würde alles nur noch schlimmer, denn auf so eine Bemerkung, ganz gleich wie abscheulich sie ist, kann ich schwerlich antworten: »Quatsch. Meine Arbeit ist extrem eintönig und könnte auch von einem Roboter erledigt werden.«

Denn dann würde er sagen: »Oh, vielleicht solltest du mal mit HR sprechen«, und mir danach wochenlang Links zu Artikeln über Bore-outs schicken mit Titeln wie »What if your job doesn't challenge you?«, und in der Betreffzeile stünde »Interessant« oder »Lektüre« mit einem grinsenden Brillen-Emoji dahinter. Das hält er wochenlang durch, bis ich in einem schwachen Moment kurz meinen Zynismus vergesse und glaube, dass er tatsächlich mein Bestes will. Und dann schlägt er zu. Wenn dann die nächste geistötende Tätigkeit im Büro ansteht, wie Einkaufen oder Interviews für Marktforschungszwecke, sagt er vor aller Ohren: »Hey, [mein Name], vielleicht ist das ja eine coole, neue Herausforderung für dich!«

Vor anderthalb Wochen hatte der Drucker offiziell den Geist aufgegeben. Ein Techniker mit Geheimratsecken war 120 km gefahren, um ihn sich anzusehen. Er war sehr lange unterwegs gewesen, worauf er gleich mehrmals hinwies, und stand nach seiner strapaziösen Reise zu guter Letzt bei mir. Im Büro. Wir schauten beide auf den Drucker. *Entschuldige, dass dieser Eindringling dich auseinandernimmt*, sagte ich im Kopf zu meiner Maschine. *Ich setze dich nachher wieder liebevoll zusammen.*

Ich fragte den Techniker, ob er einen Kaffee wolle und wenn ja, womit.

»Zucker«, sagte er. Ich war mir in dem Moment sehr wohl bewusst, welche Rolle mir gerade zukam: die einer Frau, die in einem Büro einen Mann fragt, was er in seinen Kaffee möchte, um ihm den dann, als sei es die normalste Sache der Welt, unterwürfig zu servieren. Ich dachte an Pornos, daran, dass ich mich eigentlich ausziehen, mir eine Schürze vorbinden und mich nackt über den Schreibtisch beugen müsste.

»Es liegt am Papier«, sagte der Mann, als ich mit dem Kaffee zurückkam. »Das Papier spinnt. Es wird zu rau, um problemlos durch den Drucker zu laufen, aber erst im Drucker selbst. Außerhalb des Druckers merkt man nichts.« Er hielt mir ein A4-Blatt unter die Nase. Ich nahm es und befühlte es.

»Außerhalb des Druckers ist es prima, glatt, und die Fasern liegen sozusagen an ihrem Platz.«

Ich schaute wieder auf das Blatt Papier, runzelte die Stirn und nickte.